



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Emma Förster

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es scheint allerdings, daß man in dieser Beziehung zu radikal vorgegangen sei. Unfre Archäologen sind selten Künstlernaturen. Doch mag, wenn erst die von Umgestaltungen nicht zu trennende „gemachte Ordnung,“ dieser Gegensatz zu „geschichtlich Gewordenem,“ wieder beseitigt sein und die Natur geraume Zeit hier gewaltet haben wird, ein neuer Reiz, der einer geläuterten Klassizität, die Vernichtung der malerischen Schöne vergessen lassen.



Emma Förster



Wenn man den Lärm der Tageszeitungen, die gröblich zur Schau getragene Verachtung vergangener Zeiten und Lebensverhältnisse, die Selbstanbetung und Selbstberäucherung der „Modernen,“ den souveränen Dünkel, womit die Streber aller Rassen und Gebiete das Leben der Gegenwart für allein lebenswert erklären, Tag für Tag hört und sieht, so müßte man eigentlich jeden Versuch, den Blick zurückzulenken, sich in eine andre als die nüchterne und zugleich überhitzte Stimmung der Gegenwart (der gewiegte Tagesschriftsteller sagt dafür Jetztzeit) zu versetzen, von vornherein für hoffnungslos halten. Man müßte meinen, daß es eine heillosere Papierverschwendung, als den Druck von historischen Erinnerungen, von Biographien, Briefen und andern Lebenszeugnissen der Vergangenheit gar nicht geben könne. Wohl gemerkt, soweit diese Erinnerungen und Zeugnisse einer lebendigen Vorstellung und liebevollen Erinnerung und nicht einer Gelehrsamkeit dienen sollen, die mit den entschiedensten Ansprüchen auf Geist, Gründlichkeit und Methode täglich alexandrinischer, das heißt äußerlicher und unfruchtbarer wird. Nun weiß Gott, und wir fürchten, die deutschen Verleger wissen es auch, wie viele von den besten biographischen Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern ganz unbeachtet, ungelesen wie ungekauft bleiben und höchstens „zitirt“ werden, aber so schlimm, wie man nach dem Gehaben und Gerede der Zeitgeister annehmen müßte, steht es denn doch nicht. Die Tagesströmung überspült wohl die guten, warmfühlenden, empfänglichen Kreise lebendiger Bildung, in denen sich ein sicherer Instinkt für Menschenwohl, für echtes Glück und wahre Natur erhalten hat, aber sie spült sie nicht hinweg. Und da man sich auf dem Markte ganz abgewöhnt hat, mit diesen Lebenskreisen zu rechnen, so steht man freilich vor einer ganzen Reihe von Erscheinungen und Erfolgen

verblüfft und weiß es sich nicht zusammenzureimen, daß „dergleichen“ noch Beachtung gefunden hat.

Möge es auch so sein einer Brieffammlung gegenüber, die unter dem Titel: Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen vor kurzem veröffentlicht worden ist. *) Der Herausgeber, ein Sohn des Malers und Kunsthistorikers Ernst Förster und seiner Gattin Emma Förster, geborne Richter, hat dreißig Jahre nach dem Tode seiner Mutter eine Auswahl von Briefen derselben herausgegeben, die ihm aus dem Nachlasse des Vaters zugefallen waren. „Was ich als Junge und Jüngling noch nicht erkannt hatte, und was mir unter dem Eindrucke der verschiedenartigsten Ereignisse, die mein Mannesleben erfüllten, verwischt worden war, das strahlte mir plötzlich leuchtend und erwärmend entgegen: eine Seele, überströmend von Liebe, ein Geist voll tiefgehender Beobachtungsgabe und ein erfrischender Humor, der Freude schafft und durch Freude bezaubert.“ Brix Förster gab seine Auswahl von Briefen, die er ursprünglich nur für die Familienmitglieder bestimmt hatte, einigen näheren Bekannten. „Man fand zu meiner Überraschung, daß die hier erzählten persönlichen Erlebnisse von allgemeinstem Interesse für den innig fühlenden und tiefer denkenden seien, und daß die Gedanken und die Sprache einen ganz besondern Reiz hätten. Alle drängten mich zur Herausgabe der Briefe. Und so kamen die Blätter zum Druck. Das Aufblühen und das innerste Wesen einer kerngesunden Seele liegen vor aller Augen enthüllt. Werden sich diese darin versenken?“

Aller Augen gewiß nicht, das können wir dem Sohne und Herausgeber schon jetzt entgegnen, aber hoffentlich vieler Augen, und wessen Auge auf diese Blätter fällt, der wird mit liebevollem Anteil auf ihnen verweilen. Kein ungewöhnliches, aber doch ein bevorzugtes Frauenleben ist es, das sich in ihnen abspiegelt, und der beste Vorzug dieses Lebens lag in dem frischen Lebensmuth, der Liebe und Wärme, der unverwöhnten Genuß- und der unendlichen Opferfähigkeit der Frauennatur, die es lebte.

Emma Richter, die älteste, 1802 in Meiningen geborne Tochter Jean Pauls, heiratete 1826, etwa ein Jahr nach dem Tode ihres berühmten, von ihr vergötterten Vaters, den jungen Maler Ernst Förster aus Altenburg, einen der Schüler von Peter Cornelius, die ihrem Meister von Düsseldorf nach München gefolgt waren. Es war eine gute Künstler Ehe, wie man sie in den zwanziger und dreißiger Jahren mit maßvollen Anforderungen an das Leben und der unverwüsthlichen Zuversicht, daß man sich wacker durcharbeiten werde, noch oft schloß. Ernst Förster hatte seiner jungen Frau nur ein bescheidenes

*) Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Brix Förster. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz (Besserische Buchhandlung), 1889.

Heim und keine Sicherung zu bieten, wie sie ein ausreichendes Vermögen gewährt. Aber er war ein tüchtiger, entschlossener und arbeitsfreudiger Mann, der es ernst mit dem Leben und der Kunst nahm. Das letztere bethätigte er am entschiedensten, als er nach einer Reihe von Jahren künstlerischer Thätigkeit zu der Einsicht kam, daß ihm die Erfindungskraft und der Formensinn im höhern Maße abgehe, und sich über die Brücke eines vortrefflichen Zeichners älterer Kunstwerke und ernst betriebener Studien in einen den Forderungen seiner Zeit gewachsenen Kunsthistoriker umbildete. Es können nicht geringe innere Kämpfe gewesen sein, die Ernst Förster bei dieser allmählichen Einsicht in sein Vermögen und bei seinem tapfern Entschluß zu bestehen hatte, jedenfalls durfte er von Glück sagen, daß ihm dabei eine Frau zur Seite stand, die solchen Lebensschicksalen und Wandlungen gewachsen und die von Kind auf gewöhnt war, das Leben unter andern Gesichtspunkten als denen des bloßen bürgerlichen Erwerbs anzusehen. Die Briefe, die uns das Bild der ausgezeichneten Frau, des Försterschen Hauses und in gewissem Sinne auch Münchens in den Tagen König Ludwigs I. vor Augen rufen, sind, wie wohl nicht erst gesagt zu werden braucht, ohne die leiseste Spur litterarischer Absicht, rein als Lebensäußerungen einer liebenswürdigen und tüchtigen Natur geschrieben, spiegeln aber dafür um so schärfer und treuer ein Dasein, eine Empfindung und einen geselligen Ton wieder, an denen allen man sich wahrhaft erquicken kann. Die Briefe sind an die verschiedensten Persönlichkeiten: an den Gatten, an Bayreuther Jugendfreundinnen, an Verwandte, an junge Männer und Frauen gerichtet, die dem Försterschen Hause in München nahe traten und dann mit der Hausfrau in brieflichem Verkehr blieben. Es ist ein wunderbarer Kern echter Lebenskraft und heller Lebensfreude in ihnen, eine ruhige, niemals anmaßliche Sicherheit des Urteils, eine Mannigfaltigkeit der Eindrücke und Interessen, die immer feltner geworden sind. Auch ist bemerkenswert, daß Emma Förster nie langatmige und selten lange Briefe schrieb, sondern die Kunst verstand, in kurze Briefe viel zusammenzudrängen, Erzählungen und Stimmungen knapp und treffend wiederzugeben.

Die meisten Briefe sind in München geschrieben, und sie reichen von dem Einzuge des jungen Paares in die bairische Hauptstadt, vom Herbst 1826 bis 1852, zu dem Jahre vor Emma Försters Tode. Die Hauptteilnahme nehmen die Briefe der zwanzig Jahre zwischen 1826 und 1846 in Anspruch, die den Hintergrund einer völlig verflochtenen und nur noch in ihren Bau- und Bildenkmälern erhaltenen Kulturperiode Münchens haben. Wo man die Briefe aufschlägt, verspürt man den Unterschied der Zeiten und Zustände. Aus ihrem ersten Frühling in München konnte Emma Förster 1827 berichten: „Wie matt mir gegen die hiesigen jungen Leute [d. h. die Maler und einige Universitätsfreunde Försters] unsre Bayreuther vorkommen, kann ich dir nicht sagen. Hier ist jeder originell, noch durch keine Gesellschaftsbildung geglättet. Neulich am

Sonntag gingen wir nach Hesselohr, früh um 8 Uhr. Es ist ein herrlicher Buchenwald mit eingehauenen Gängen, zwei Stunden von hier. Ein Traiteurhaus versorgt die Kommenden gut und billig; unter Bäumen steht auf hölzernen Säulen ein großer, offener Tanzsaal. Wir liefen im Walde herum und kehrten nachmittags unter die angekommenen Menge zurück, in der sich alle Stände mischten. Wir sahen auch dem schönen Tanz der Münchner Bürgerinnen zu, welche durch ihre nette Tracht noch mehr gewinnen.“ Klingt hier nicht jedes Wort wie aus einem andern, weit zurückliegenden Jahrhundert? Und doch gilt auch für unsre Tage noch und muß gelten, was die gescheite und warmherzige junge Frau um dieselbe Zeit ihrer Freundin Fanny von Walden, die Hochzeit halten wollte, über den Kern ihres Glückes schrieb: „Dann wünsche ich euch ein Leben, wie das unsrige; so steigend in Liebe, so kindlich und kindisch, den Reichtum der Beschränktheit erkennend. Den letzten lernte ich erst neulich kennen. Förster und ich deckten zusammen den Tisch für unser Kränzchen und wahrlich mit einer Lust, als hätten wir Silber aufzusetzen und nicht dreierlei verschiedene Messer und Gabeln. Mein guter Mann weiß mir immer neue Freuden zu bereiten.“

Daß es diesem Frauenleben so wenig an ernstestn Prüfungen wie an ernstestn Pflichten fehlte, hört man selbst aus dem mutig heitern Tone ihrer Briefe heraus. Schon 1835 schrieb sie einer Freundin: „Deinen guten Wunsch, daß mein Töchterchen der letzte Kindersegen sein möchte, teile ich. Physisch und moralisch reichen meine Kräfte, glaub ich, nicht weiter, und so möge mir der Himmel auch nicht mehr auferlegen. Übrigens ist die Kleine unsre Herzensfreude.“ Der Wunsch wurde ihr nicht erfüllt, sie bekam noch mehrere Kinder, die sie alle mit Liebe willkommen hieß und mit Liebe umfaßte, es ist nicht zu spüren, daß ihre Kraft und Frische oder ihre Genußfähigkeit für andre Dinge durch die große Familie gelitten hat. An der bildenden Kunst, der ihr Gatte angehörte, nahm sie den regsten Anteil, ihre innerste Liebe und Neigung scheint der Musik und zwar der besten, tiefsten, ernstesten Musik angehört zu haben. Sie war eine gute, wenn auch anspruchslose Klavierspielerin und konnte sich häusliche Musikgenüsse bereiten, ergriff aber gern jede Gelegenheit, großes mit größern Mitteln zu hören. An Emanuel Osmond, ihres Vaters Freund, meldet sie am 20. April 1827: „Mein geliebter großer Emanuel! Wie ich hier lebe, weißt du durch andre längst — recht froh und recht sehrend. Ich vermisse einen Vater und einen Emanuel, Menschen, denen über der Religion, der Natur und der Kunst noch ein Gott steht. — Wie das Leben und ihre Moral die meisten doch so befriedigt! Jeder sammelt von der Sonne Strahlen in sein Prisma und leuchtet sich damit, hat einen Hausgott oder — Götter und keinen Unsichtbaren! Ich bin ein rechter Narr und recht verwöhnt durch den Vater und dich. Vor vierzehn Tagen war ich in dem Messias von Händel. Das ist eine Himmelsmusik! Solche habe ich mir gedacht. Ein Pastorale vor-

züglich, das der Verkündigung voranging, war herrlich; bloß Violinen und Flöten spielten es, sie fingen mit einem Tremolando leise an, es wurde stärker und verschwamm in langen Tönen. Es war, als wenn die Sonne heraufsteigt, die Strahlen fliegen ihr voran und zittern über die Erde hin; endlich hebt sie sich glänzend heraus; der Himmel öffnet sich und die Engel schauen ungeblendet in sie hinein. Anders kann ich diese Töne nicht beschreiben.“ In späterer Zeit lebten mehrere jüngere Musiker, wie Karl Eckert und Wilhelm Speidel, im Försterschen Hause, und die Hausfrau trat ihnen in lebendiger und verständnisvoller Freundschaft näher. Als 1844 Liszt mit seinen Konzerten München in Erregung versetzte, schrieb sie der Gräfin Fernanda Pappenheim nach Stalien: „Von der glänzenden Epoche, die München erlebte, wo es zu seinem eignen Erstaunen einmal schwindelte ohne Bier, werden ihnen andre hinlänglich erzählt haben. Die Liebe zu Liszt und die Neugierde nach Bettina fuhr wirklich als ein Taumel in die Leute. Wer den erstern im Umgange kennen lernte, mußte ihn wirklich lieben, und wenn man ihn dann hörte, betrank sich das Ohr leicht am Herzen, umgekehrt ging es nicht so gut. Sein Spiel schlägt mehr an die Phantasie, denn an das Gemüt. Weil es ein Ausströmen seiner Natur ist, so hört jede Forderung einer Änderung bei ihm auf. Nachahmen darf ihn aber niemand, ohne Karikatur zu werden.“ Ähnliche den Nagel auf den Kopf treffende Äußerungen finden sich in diesen Briefen hunderte, die Empfindung der tüchtigen Frau erwies sich kaum je als irrig oder unzulänglich.

Und doch sind all diese feinen Urteile über Kunstwerke und Künstler, über Bücher und Bilder durchaus nebensächlich in dem Buche. Die Art, wie Emma Försters Seele Sonnenschein über das Alltagsleben gießt, das frohe Bewußtsein eines Glückes, das nur in geringem Grade von äußern Verhältnissen abhängig war, dazu die sichere Empfindung für Menschenwert, die ohne jede Anmaßung aus Emma Försters Berichten über ihre Bekanntschaften und Umgangskreise hervorleuchtet, die Wahrhaftigkeit, mit der sie auch sich selbst nicht schon, müssen erfrischend auf jede Natur wirken, die etwas dergleichen in sich hat. Der Humor verläßt die Brieffschreiberin auch in ihren Verstimmungen nicht, und ihre Schilderungen solcher Verstimmungen sind kleine psychologische Kabinetsstücke. So kehrt sie z. B. von einem Landaufenthalt nach München zurück, und ihr Mann hat inzwischen die ganze Wohnung neu und nach Kräften stattlich vorrichten lassen. Frau Emma aber muß eingestehen: „Der erste Abend zu Hause in München war nicht der schönste; er war wie die Flitterwochen, die bloß Himmel und Hölle haben, aber keine Erde, wie die spätere Ehe, in welcher etwas wurzelt und die den Himmel über sich hat und die Hölle unter sich. Das kam nun so. Zuerst hatte ich mich an Förster zu gewöhnen und Förster sich an mich. Die Stube kam mir nämlich wie allemal, wenn ich aus den leeren Landzimmern komme, unfäglich eng vor, so daß ich meinte, ich müßte mit dem Kopf an die Fensterwand stoßen, als ich

zur Thür eintrat. Dann fehlten meine alten lieben Bilder, und vierzehn neue hingen da, die mir erst bekannt werden mußten. Ich sagte wohl nichts, aber eben darum erriet mich Förster und wurde verstimmt. Es that mir unendlich leid, aber ich konnte es unmöglich zur erwarteten Freude bringen. Am besten gefiel mir die Küche, in der nichts neues war, als auf dem alten Küchenschrank eine neue Tafel und vor dem Herd, anstatt der alten zerfressenen Steine, frische, ganze glänzende.“ In der humoristischen Widerspiegelung solcher häuslichen Vorgänge und ihrer innern Ursachen und Folgen sind die Briefe fast uner-schöpflich; die Tochter Jean Pauls hatte den glücklichen Blick und den treffenden Ausdruck ererbt, der ihrem Vater bei seinen Schilderungen des Kleinlebens zu Gebote stand, und bediente sich beider mit unbefangener Lust. Sie gehörte offenbar zu den Frauen, die sich von den kleinen Pflichten des täglichen Lebens nicht niederziehen lassen, obschon sie diesen Pflichten vollständig genügte. Wollten wir alle Einzelheiten anführen, die der weniger umfang- als inhaltreiche Band in dieser Hinsicht darbietet, so müßten wir die Hälfte der Briefe ausschreiben, womit dem Verleger schließlich ein schlechter Dienst geleistet wäre. Die „Spaß-Emma“ der Bayreuther Zeit hatte sich nach und nach in eine sehr ernste Frau verwandelt, in der aber beim rechten Anlaß alle Brunnen jugendlicher Lust wieder auffsprangen. Im September 1842 schilderte sie ihrer Freundin Frau Otto ihre erste Fußreise, sie war damals vierzig Jahre alt und konnte doch die Tage genießen, wie ein Gymnast die erste Woche der großen Ferien. „Gestern habe ich endlich die größte Heldenthat meines Lebens vollendet, nämlich eine wirkliche Fußreise. Habe wird Ihnen schon gesagt haben, wie weit wir zusammenliefen. Die Trennung that mir sehr weh; aber kaum hatte ich zwanzig Schritte ins Zillerthal gemacht, so wars, als fiel eine Last ab; meine Seele hob sich mit Flügeln, und innerlich jauchzend patzte ich neben Hermann [ihrem Sohne] in jedes Dreckloch. Jetzt merkte ich erst, daß ich mich bis dahin gequält hatte mit der Sorge um die Freude des guten Hake, den ich für seine unaufhörliche Güte gern recht glücklich gesehen hätte, wozu ich bis dahin nichts thun konnte; denn das Gehen macht mich erschrecklich langweilig. Gewöhnlich schweigsame sind es nicht; aber wer sonst spricht, wirds gleich, sobald er verstimmt; auch fordert das Gehen von mir soviel Aem, daß mir keiner zum Reden bleibt. Wegen meines Hermann machte ich mir keine Skrupel. Er war nicht nur immer zufrieden und anspruchslos, sondern sogar voll Aufmerksamkeit. Wenn er glaubte, ich sei müde, so trug er meinen lästigen Korb. Am ersten Tage durchgingen wir das Zillerthal, am zweiten schritten wir ins Pinzgau über die hohe Gerlos und die Platte. Der liebe Gott beschützte mich wieder. Denn in Gerlos kamen wir mit den beiden Wirtsöhnen aus Krimml, wohin wir mußten, zusammen und hatten so die besten Führer. Mir wars, als durchzüge ich noch einmal die Jugend, als wir so über die Berge schritten, in Thäler hinabsahen

und Schneegipfel in der Ferne sich erhoben. Ich dachte in einem fort an meinen Gebatter, der auch diese Wege gegangen war und an Hafe, der sie noch gehen würde, und so mit einer fremden Zukunft und Vergangenheit in der Seele genoß ich meine Gegenwart. Dieser Wandertag war blau, und noch sahen wir bei leuchtender Sonne den Krimmler Wasserfall. Mit uns zogen auch die Wolkenden Berg hinunter, und im Thal fielen sie nieder. Am nächsten Morgen bei regnerischem Nebelhimmel fuhren wir in einem Rutschchen bis Mühlbach. Dann gingen wir bei trockenem Wetter über den Paß Thurn nach Zochberg. Das Glück schickte mir einen Burschen nach, der einen leichten Bündel trug und meinen mit Wäsche beschwerten Armkorb leicht nehmen konnte. Es war ein Maurer und Straßenarbeiter, er kehrte in seine Hütte zurück. Er zahlt täglich einen Kreuzer für sein Strohlager und kauft sich die Woche ein Pfund Schmalz zu seinem Essen. Unter dem Erzählen legte ich zu dem Zwölfer, den ich schon in der Hand hatte, noch einen Groschen; es war gut, daß sein Häuschen kam, sonst hätte ich wohl immer zugelegt; aber einen glücklichen Sonntagabend hatte ich ihm doch gemacht. Am andern Tage durchwanderten wir das Brizenthal bis Wörgel. Vor uns lag Ritzbüchel wie ein Feenkind, so besonnt und mit Wundern umgeben. Wir machten an diesem Tage neun und eine halbe Stunden gut, keine postabgemessenen. Andern Tags fuhren wir bis Rattenberg mit dem Stellwagen, um Kräfte bis Nenthal zu behalten, das wir um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr erreichten, nachdem wir alle Beugungen des Sees umgangen hatten, weil kein Rahn zu haben war. Zur selben Stunde, als wir abends eingetreten, verließen wir morgens das sehr gute und billige Posthaus und waren, mit Einrechnung einer halben Sitzstunde in Glashütte, um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr in Bad Kreuth, wo wir billig und vortrefflich aßen, und verließen es einige Minuten vor 1 Uhr. Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr standen wir in unserm Hause [in Egern], aus dem mir zuerst der freundliche Schuster entgegen sprang. Die drei letzten Tage war wirklich marschirt worden, aber obgleich meine Beine mir wie ein paar Rudelhölzer vorkamen, so dick und so unbeholfen, so liefen sie doch immerzu, und heute spüre ich schon nichts mehr. Jetzt sehe ich aus wie eine ins Wasser gesteckte Blume, nichts ist übrig geblieben als eine selige Erinnerung, die noch immer mein Herz schlagen macht, so oft ich sie hervorrufe. So habe ich denn meinen längst erwünschten Traum erlebt und die Sehnsucht meiner Jugend befriedigt, wenngleich die Befriedigung eine neue geboren. Ich habe eine Fußreise gemacht, frei wie ein Vogel und glücklich wie ein Mensch. Wenn mir Gott das Leben läßt, so laufe ich nächstes Jahr wieder fort. Es reißt sich zu prächtig als Frau Gymnastin, Mensch dem Menschen gegenüber, keine Formen, keine Verhältnisse."

Wir denken, das wird genug sein für alle, die erfahren wollen, was sie von dem Buche und dem Bilde der ausgezeichneten Frau in ihren Briefen zu erwarten haben. Sie werden immer noch mehr finden, als wir hier andeuten

können. Die erläuternden Zusätze des Sohnes und Herausgebers sind völlig anspruchlos. Seite 110 ist ein unbedeutender Irrtum untergelaufen: nicht der 1829 gestorbene Friedrich, sondern August Wilhelm Schlegel war es, der 1841 noch in Bonn lehrte und die Berufung Försters verhindern half.



Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten im Berliner Kupferstichkabinet

(Schluß)



Als der Straßburger Buchdrucker und Verleger Bernhard Jobin im Jahre 1573 die Bildnisse der römischen Päpste mit den von Fischart übersetzten Lebensbeschreibungen des Panvinio herausgab, allen „Historiz und auch Gemälverständigen sehr ergezlich und vorständig,“ schickte er dem Text eine Widmung an den Bischof Melchior von Basel voraus, die in mehr als einer Beziehung von kunstgeschichtlichem Interesse ist. Es ist die erste litterarische Verteidigung der deutschen Kunst gegen die welsche, deren Lob schon damals einmütig von allen Lippen tönte. Als einen besondern Ruhmestitel nimmt Jobin die Erfindung und Ausbildung des Kupferstichs für sein Vaterland in Anspruch und weist, wie wir schon sahen, Martin Schongauer seinen gebührenden Ehrenplatz in der Reihe der Künstler an. „Von welchem — fährt er fort — es nachmals der kunstberühmtest Albrecht Dürer begreifend, in ein solchs wesen und ansehen hat erhebt, daß noch heutigen Tages alle Völker sich seines fleis im reißen und stechen haben zu verwundern. . . . Nun dieser Albrecht Dürer hat eine solche Anzahl fürnehmer Maler hin und wieder in Hochteutschland erweckt, daß sie an Mänge und Kunst gewißlich keiner Nation, wie künstlich sie sich auch verschrey, dißfalls werden plaz raumen.“

So klang das Urteil über Dürers Bedeutung ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode. Nach weitem hundert Jahren glaubte man von dem Kupferstecher Dürer schon nichts mehr lernen zu können. Bezeichnend ist in dieser Beziehung eine Äußerung des holländischen Kunstschriststellers Arnold Houbraken in seiner „Schouburgh der niederländischen Maler und Malerinnen“; als im Jahre 1674 sein Lehrer Jacob Lavecq ihm den dritten Teil seiner Kupferstichsammlung testamentarisch vermachte, beklagte er seine Unkenntnis, die ihn eine so schlechte Wahl unter den Schätzen seines Meisters thun ließ: „denn anstatt schöne italienische oder französische Kupferstiche für meinen Teil auszuwählen,